

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 31/3 (2004)

DOI: 10.11588/fr.2004.3.63537

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Les limites de ce raisonnement sont celles de tout projet comparatif, à savoir la nécessité de faire des choix dans l'étude des cas, ce qui confère un caractère forcément partiel à ce livre ambitieux. L'auteur se concentre pour la France sur les régions industrielles de Lyon et de Lille-Roubaix-Tourcoing et pour l'Allemagne sur Düsseldorf et le Wurtemberg. Un problème méthodologique se pose cependant lors de la généralisation des résultats à l'ensemble des élites des deux pays et l'on ne peut s'empêcher de se demander si les régions choisies sont représentatives. C'est en particulier le cas pour l'après guerre où l'auteur s'attache aux cas limites des régions frontalières, qui ont connu des destructions pour le Nord de la France ou le statut d'occupation pour la Ruhr en 1923. La construction de l'idée de nation ne se pose sans doute pas dans les mêmes termes dans les régions moins exposées aux événements internationaux. On peut faire une seconde critique: si l'intérêt d'un regard allemand sur le cas français permet d'éclairer de manière intéressante le problème du régionalisme et ses liens avec un discours national, on regrette en revanche que le livre reste silencieux sur les conflits pouvant résulter outre-Rhin de la double appartenance au *Land* et au *Reich*, dans une époque pourtant marquée par le processus de centralisation.

Marie Bénédicte VINCENT, Paris

Marc SCHALENBERG, *Humboldt auf Reisen? Die Rezeption des »deutschen Universitätsmodells« in den französischen und britischen Reformdiskursen (1810–1870)*, Basel (Schwabe & Co) 2002, 520 S. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 4).

Marc Schalenberg hinterfragt in seiner 1999 an der Humboldt-Universität zu Berlin eingereichten Dissertation die häufig zu hörende Behauptung, das deutsche Universitätsmodell sei im Verlauf des 19. Jh. im Ausland intensiv rezipiert und importiert worden. Zwei Fallbeispiele dienen ihm als Untersuchungsgrundlage: zum einen England, wo er sich besonders Oxford zuwendet, zum anderen Frankreich, wo die Wissenschaftslandschaft von Paris eingehender beleuchtet wird. Der Autor konzentriert sich hierbei auf den Zeitraum von 1810 bis 1870 (vielleicht wäre, dies nur nebenbei, eine Einbeziehung des späteren Zeitraums sinnvoll gewesen, da beispielsweise die große Hochschulreform in Frankreich, während der man sich oft auf Deutschland bezog, erst in den späten 1860er Jahren begann, die Neubestimmung der französischen Wissenschaftslandschaft mithin nicht in die untersuchte Phase fällt). Ein Teil des Buches widmet sich der Ausstrahlung der »Realgestalt« der deutschen Universität, wobei darunter die institutionellen, nicht aber die sozialen Strukturen verstanden werden (Fragen wie die nach der internen Hierarchiestruktur in den Institutionen oder der Karriere- und Rekrutierungsmuster will der Autor mithin nicht behandeln). Da der Verfasser dem Ansatz einer »kontextualisierenden Ideengeschichte« (S. 35) verpflichtet ist, steht vor allem die Wirkung der »Idealgestalt« der deutschen Universität im Ausland im Zentrum. Für Deutschland ist die eng mit dem Namen Wilhelm von Humboldts verbundene Universitätsidee laut Schalenberg durch vier Elemente gekennzeichnet, die sich auch in den institutionellen Strukturen niederschlagen: »Einheit von Forschung und Lehre«, »Freiheit von Forschung, Lehre und Studium«, die »Trägerschaft durch einen »Kulturstaat« sowie die »Einheit und Priorität der Wissenschaft« (S. 61/62).

Wurden diese Ideen nun in Oxford und Paris rezipiert? Der Verfasser untersucht zur Beantwortung dieser Frage im französischen Fall neben den Veröffentlichungen einiger Einzelpersonlichkeiten die Einrichtungen des tertiären Bildungssektors inklusive der für sie verantwortlichen Politiker und der Mitarbeiter, außerdem die Aktivitäten Gelehrter Gesellschaften und ausgesuchter Salons sowie mehrere Zeitschriften. Parallel dazu verläuft die Analyse beim englischen Fall: Auch hier werden die Schriften einiger Intellektueller

betrachtet, zudem die Institutionen der University of Oxford und deren Mitarbeiter sowie ausgewählte Clubs und Periodika.

Bezüglich der Rezeption des deutschen ›Modells‹ kommt Schalenberg in beiden Fällen zu einem im großen und ganzen negativen Befund. In England scheint dabei die Selbstbezogenheit des akademischen Systems noch größer gewesen zu sein als in Frankreich. Insgesamt waren die direkten Referenzen auf Deutschland in beiden Ländern seltener als man erwarten könnte und zudem wirkten sie in den jeweiligen Kontexten sehr unterschiedlich. Insgesamt führte die – vom Verfasser prägnant dargestellte – sehr spezifische Strukturierung der jeweiligen Wissenschaftslandschaften und Universitätsstrukturen zu unterschiedlichen Wahrnehmungen vom deutschen ›Modell‹ und zu voneinander abweichenden Mobilisierungsdynamiken bei den Reformversuchen in den beiden Ländern. Nur in sehr wenigen Fällen lassen sich institutionelle Strukturgebungen auf deutsche Vorbilder zurückführen, die institutionellen Systemzwänge und traditionsbedingten Pfadabhängigkeiten verhinderten eine Angleichung an deutsche Gegebenheiten weitgehend. Lediglich auf der Ebene der einzelnen Personen kann der Verfasser einige Beispiele festmachen, bei denen von einer selektiven Aufnahme deutschen Gedankenguts gesprochen werden könnte, im französischen Fall vor allem in der Zeit der Juli-Monarchie und des Empire Libéral in den 1860er Jahren, in England in den 1820er und dann nochmals seit den späten 1840er Jahren. Doch bestimmten individuelle oder gruppenspezifische Überzeugungen und insbesondere die Interessenlagen (etwa karrierestrategische Motive oder der Wunsch, die einheimische akademische Infrastruktur zu verbessern) das Bild, welche die Betroffenen von den deutschen Universitäten zeichneten, das dementsprechend sehr unterschiedlich ausfallen konnte. Wer etwa wie französische Wissenschaftler unter einer starken staatlichen Kontrolle zu leiden hatte, der lobte die große Unabhängigkeit deutscher Professoren von staatlichen Vorgaben; wer sich in England über die schlechte Bezahlung der Professoren beschwerte, konnte auf die in Deutschland angeblich größere finanzielle Attraktivität der akademischen Karrieren verweisen. Überzeugend stellt Marc Schalenberg immer wieder heraus, daß sowohl die positiven als auch die negativen Hinweise auf das deutsche Universitätssystem in beiden Ländern in erster Linie der Legitimierung eigener Anliegen dienten und nur in sehr begrenztem Umfang einen ›Import‹ deutscher institutioneller Strukturen zur Folge hatten: »die spezifischen Interessen und Perspektiven der Rezipienten [waren] ausschlaggebend« (S. 330).

Zu diesem Ergebnis kommt der Verfasser auf der Basis eines breit angelegten Wissens und eines intensiven Studiums der veröffentlichten Quellen (das Literaturverzeichnis umfaßt 128 Seiten!). Seine Perspektive stellt er anfangs deutlich heraus: Untersuchen will er nicht die deutsche Universität(sidee), um dann vergleichend die französische und die englische ihr gegenüberzustellen, mit dem Ziel, systematisch Parallelen und Unterschiede herauszustreichen. Vielmehr analysiert er den ausländischen Diskurs über die deutsche Universität, mithin ein Konstrukt, das von den nichtdeutschen Universitätsreformern strategisch eingesetzt werden konnte, um eigenen Vorschlägen Kreditabilität zu verleihen, andere zu diskreditieren. Dies streicht der Autor mit großem Scharfsinn anhand vieler Beispiele heraus. An einigen wenigen Stellen fällt er aber hinter diese wichtige Erkenntnis zurück und erliegt der Versuchung, anlässlich einer Referenz auf deutsche Autoren zu schließen, man habe deren Ideen tatsächlich übernommen. Es kommt auch vor, daß Schalenberg von Ähnlichkeiten zwischen einem Phänomen in Oxford oder Paris und in Berlin schließt, es habe ein Kulturtransfer von Deutschland aus stattgefunden, so etwa, wenn er die Hinwendung zu methodischer Forschung im Frankreich der 1860er Jahre als Folge der Rezeption deutscher Verhältnisse interpretiert (S. 100). An diesen Stellen schiebt er beiseite, daß er einen Diskurs über Deutschland und nicht die Übernahme deutscher ›Realität‹ behandelt (die zudem so vielgestaltig und dynamisch war, daß ein einheitliches ›Modell‹ aus ihr gar nicht hätte abstrahiert werden können), er negiert dann, was er an anderer Stelle durchaus selbst formuliert: Wissenschaftssysteme besitzen endogene Entwicklungslogiken, die dazu führen können, daß in

verschiedenen Ländern ähnliche Strukturen und Verhaltensmuster geschaffen werden – Parallelen wie etwa die der ›Verwissenschaftlichung‹ bedeuten also noch nicht, daß ein Land aus einem anderen Ideen oder Strukturen importierte. Wenn der Autor mithin nicht offenlegt, warum er einige Parallelen zu Deutschland als Folgen intendierter Rezeption interpretiert, andere aber als Konsequenz endogener Systemlogiken, so liegt doch das große Verdienst dieser Arbeit darin, hinter all die Sonntagsreden von der gloriosen Vergangenheit der deutschen Universität, deren Grundlagen, deren Idee in vielen Ländern kopiert worden seien, ein nicht mehr zu übersehendes, empirisch fundiertes Fragezeichen gesetzt zu haben.

Gabriele LINGELBACH, Trier

Jacqueline GAUTHERIN, *Une discipline pour la République. La Science de l'éducation en France (1882–1914)*, préface de Viviane ISAMBERT-JAMATI, Frankfurt a. M., Berlin, Bern (Peter Lang) 2002, XVIII–357 S. (Exploration. Education: Histoire et pensée).

Nicht erst seit 1967 werden an französischen Universitäten Erziehungswissenschaften gelehrt. Bereits am Ende des 19. Jh., so Jacqueline Gautherin, verfügen so gut wie alle Universitäten Frankreichs über einen Lehrstuhl für Erziehungswissenschaft oder Pädagogik und einige über so namhafte Fachkräfte wie Durkheim, Marion, Buisson oder Dumesnil. Kontinuitäten lassen sich indes nicht finden, keine Evolution, keine Mutationen zwischen 1882, dem Gründungsjahr der Erziehungswissenschaft, und 1967, dem der Erziehungswissenschaften. Die mit dem Singular bezeichnete Disziplin fällt dem ersten Weltkrieg zum Opfer und neuen politischen Orientierungen. 1914 hat sie ausgedient, ist unzeitgemäß geworden und verschwindet. Niemand, keine Institution wird sich in der Folge auf sie berufen oder sie zitieren. Jacqueline Gautherin hat sich jetzt ihrer angenommen, um zu klären, was es auf sich hat mit dieser Erziehungswissenschaft, die nach Durkheim »n'existe guère qu'à l'état de projet« (S. 323 und passim).

Gautherin nennt sie »une discipline pour la République« – aus mehreren Gründen: Am Beginn der Dritten Republik wird die Erziehungswissenschaft als universitärer Studiengang ins Leben gerufen. Zu den Initiatoren und Inspiratoren der neuen Disziplin zählen im Wesentlichen die Mitglieder eines Kreises um Ferdinand Buisson, in einschlägigen Ministerien Tätige und Hochschullehrer, allesamt engagierte Anhänger eines republikanische Ideale vermittelnden, staatlichen Bildungssystems. Die Einrichtung des pädagogischen Studiengangs folgt den ein kosten- und konfessionsfreies, obligatorisches Schulwesen durchsetzenden Lois Ferry unmittelbar, mithin offensichtlich gleichermaßen dem republikanischer Programmatik und Politik Struktur gebenden Anliegen, den »homme total« erziehend zu fertigen, den Garanten für eine umfassende gesellschaftliche Erneuerung der nach Sedan und der Commune zerfallenden *Grande Nation*. Als *discipline pour la République* erweist sich die Erziehungswissenschaft nicht zuletzt in den Lehrinhalten, die, zwar disparat in der individuellen Konkretion, doch stets auf eine vaterländisch sozialisierende respektive gesellschaftlich integrative Moral abheben. Für diese relative Einheitlichkeit sorgen nicht detaillierte Lehrplanungen sondern Berufungspraktiken, durch die Generalisten, insbesondere Philosophen bestimmter Schulenzugehörigkeit den Vorzug erhalten.

Une discipline pour la République ist die Erziehungswissenschaft, eine Hilfswissenschaft republikanischer Tugend – oder aber, wie Kritiker rückblickend festhalten, bürgerlich-affirmative Staatswissenschaft. Jacqueline Gautherin weist in ihrer ebenso aufwendigen wie überzeugenden wissenschaftssoziologischen und -historischen Studie nach, daß sie eines nicht ist: das Produkt gleichgerichteter epistemologischer Dynamiken oder Manifestation spezifischer Wissensbestände. Administratives Kalkül bringe sie vielmehr hervor, und ihr Vermögen, politischen Erfordernissen zu entsprechen, sichere ihren Bestand über die drei